

BENEDIKT XVI. RATZINGER -
ein Rückblick auf sein fünfjähriges Pontifikat
von Georg Denzler

Wenn man Papst Johannes Paul II. in den letzten Jahren seines langen Pontifikats offiziell hätte fragen dürfen, wen er als seinen Nachfolger wünsche, wäre mit Sicherheit der Name Joseph Ratzinger gefallen. So kam es dann auch am 19. April 2005. Ob der deutsche Kurienkardinal Ratzinger dieses höchste Amt der katholischen Kirche konsequent angestrebt hat, weiß er allein. Als langjähriger Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre stand er als maßgebender Cheftheologe des Vatikans treu an der Seite Johannes Pauls II., und als solcher war er für dessen Nachfolge geradezu prädestiniert, obwohl er beim Konklave bereits 78 Jahre zählte.

In der beruflichen Laufbahn des am 15. April 1927 im bayerischen Marktl geborenen und am 29. Juni 1951 von Kardinal Michael von Faulhaber im Freisinger Dom zum Priester geweihten Joseph Ratzinger gibt es folgende Hauptstationen: 1953 Promotion und 1957 Habilitation im Fach Dogmatik, 1959-1977 Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik, 1977- 1981 Erzbischof, 1977-2005 Kardinal, 1981-2005 Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre, seit 2005 Papst. Eine einmalig steile Karriere! Ob sie auch tatsächlich so kontinuierlich verlaufen ist, wie es den Anschein hat. Manche Kritiker sind der Meinung, Ratzingers Biographie bestehe aus unterschiedlichen Perioden: Am Anfang der progressive Theologe, dann der gehemmte Erzbischof, schließlich der rigorose Präfekt der Glaubenskongregation und jetzt der traditionverhaftete Pontifex Maximus.

Ratzinger genoss schon in jungen Jahren den Ruf, ein aussergewöhnlich begabter Theologe zu sein. Spezielle Studien widmete er den Werken des Kirchenvaters Augustinus und des mittelalterlichen Theologen Bonaventura. Auch zeitgenössische Theologen wie Romano Guardini, Hans Urs von Balthasar und Henri de Lubac fanden sein Interesse. Doch trotz enormen Kenntnissen wurde Ratzinger nie ein origineller Denker, der neue Wege der Theologie eröffnet oder gar ein eigenes System begründet hätte. Er blieb stets ein glänzender Apologet kirchenoffizieller Traditionen.

Der Kölner Erzbischof und Kardinal Joseph Frings erwählte den jungen Bonner Fundamentaltheologen Ratzinger 1962 zu seinem theologischen Fachberater beim II. Vatikanischen Konzil. Es wird nie ganz auszumachen sein, wieviel Arbeit und Mühe Ratzinger für Frings, einen der fünf Konzilspräsidenten, aufgewendet hat; wieviele Reden, die der nahezu blinde Kardinal auswendig vortrug, die Handschrift Ratzingers tragen. Von einer Intervention aber weiß man sicher, dass die schriftliche Ausarbeitung von keinem anderen als von Ratzinger stammt. Dabei ging es um eine scharfe Attacke gegen das Heilige Offizium, die allzeit gefürchtete Inquisitionsbehörde des Vatikans. Kardinal Frings besaß den Mut, bei der 63. Generalkongregation des Konzils am 8. November 1963 in den Heiligen Hallen von St. Peter eine schonungslose Kritik an einzelnen Methoden der Inquisition mit hellklingender Stimme vorzubringen:

„Die Verfahrensweise des Sanctum Officium entspricht in vielen Fällen nicht mehr unserer Zeit, gereicht der Kirche zum Schaden und den Nichtkatholiken zum Ärgernis. Die Aufgabe derer, die viele Jahre im Heiligen Offizium zum Schutz der geoffenbarten Wahrheit arbeiten, ist sehr schwer und dornenreich, doch auch bei dieser Behörde darf kein wegen Glaubensfragen Angeklagter verurteilt oder gerichtet werden, ohne dass zuvor er oder sein Bischof gehört wurden; ohne dass er die Gründe kennt, die gegen ihn und seine Schriften angeführt werden; ohne daß ihm zuvor Gelegenheit gegeben wurde, sich zu verteidigen.“

Noch während eine Mehrzahl der Vollversammlung dem Kölner Kardinal starken Beifall spendete, tastete sich der ebenfalls blinde Kardinal Ottaviani, jahrelanger Chef des Heiligen Offiziums, voller Empörung über die scharfe Schelte seines Kardinalskollegen aus Köln an's Rednerpult. Seine Hände zitterten, sein Gesicht war rot vor Zorn, als seine robuste Stimme durch den Lautsprecher schwang:

„Es sei mir gestattet, aufs feierlichste zu protestieren gegen die Worte, die gegen diese Höchste Kongregation des Heiligen Offiziums, dessen Präsident der Papst selbst ist, ausgesprochen worden sind. Sie geschahen aus Unwissenheit, um kein schlimmeres Wort zu gebrauchen.“

Zwanzig Jahre später meinte der angesehene Jesuitentheologe und Konzilsperitus Henri de Lubac, den Johannes Paul II. erst zwei Jahre zuvor mit dem Kardinalspurpur ausgezeichnet hatte:

„Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß an jenem Tag das alte Heilige Offizium, wie es sich damals darstellte, von Ratzinger zerstört wurde – in Einheit mit seinem Erzbischof.“

Tatsächlich erfolgte ein Neuaufbau unter dem kroatischen Kardinal Franjo Seper, der mit Umsicht und Vorsicht zu Werk ging. Sein Nachfolger wurde im Jahr 1981 – welche Ironie des Schicksals! - ausgerechnet Joseph Ratzinger, der einst jene massive Kritik an eben dieser Behörde formuliert hatte.

Nur ein Jahr nach Konzilsende warnte Professor Ratzinger in seiner Rede beim 81. Deutschen Katholikentag in Bamberg 1966 vor jedem nachkonziliaren Triumphalismus:

„Solange die Kirche auf Erden pilgert, hat sie keinen Grund, sich ihres eigenen Werkes zu rühmen. Solches Rühmen könnte gefährlicher werden als Pfauenwedel und Tiara, die uns ohnedies mehr zum Lächeln als zum Stolz veranlassen.“

Angesichts mancher Konzilsaussagen erfasste den der kirchlichen Tradition verpflichteten Theologen Ratzinger schon jetzt und bald immer mehr Angst vor Relativierung der kirchlichen Lehre, vor Verwässerung des Glaubens, vor einem verbilligten Ausverkauf des eigentlich Christlichen. Diese Gefahr beschwor er auch vor den zu Tausenden in Bamberg versammelten Katholiken mit eindrucksvollen Worten:

„Der christliche Glaube ist für Menschen aller Zeiten ein Skandal: dass der ewige Gott sich um uns Menschen annimmt und uns kennt, daß der Unfassbare in dem Menschen Jesus fassbar geworden, daß der Unsterbliche am Kreuz gelitten hat, daß uns Sterblichen Auferstehung und ewiges Leben verheissen ist: Das zu glauben ist für den Menschen eine aufregende Zumutung. Diesen christlichen Skandal hat das Konzil nicht aufheben können und wollen.“

Des Wesentlichen im Glauben eingedenk, richtete der gewandte Redner seinen kritischen Blick zurück in die wechselvolle Geschichte der Kirche:

„Wir müssen hinzufügen: dieser primäre Skandal, der unauflösbar ist, wenn man nicht das Christentum aufheben will, ist in der Geschichte oft genug überdeckt worden von dem sekundären Skandal der Verkünder des Glaubens, der durchaus nicht wesentlich ist für das Christentum, aber sich allzugern mit dem Grundskandal verwechseln läßt und sich in der Pose des Martyriums gefällt, wo man in Wahrheit nur das Opfer der eigenen Engstirnigkeit ist. Sekundärer, selbstgemachter und so schuldhafter Skandal ist es, wenn unter dem Vorwand, die Rechte Gottes zu verteidigen, nur eine bestimmte gesellschaftliche Situation und die in ihr gewonnenen Machtpositionen verteidigt werden. Sekundärer, selbstgemachter und so schuldhafter Skandal ist es, wenn unter dem Vorwand, die Unabänderlichkeit des Glaubens zu schützen, nur die eigene Gestrigkeit verteidigt wird: nicht der Glaube selbst, der längst vor jenem Gestern und seinen Formen war, sondern eben die Form, die er sich einmal aus dem berechtigten Versuch heraus verschafft hat, in seiner Zeit zeitgemäß zu sein, aber nun gestrig geworden ist und keinerlei Ewigkeitsanspruch erheben darf. Sekundärer, selbstgemachter und so schuldhafter Skandal ist es auch, wenn unter dem Vorwand, die Ganzheit der Wahrheit zu sichern, Schulmeinungen verewigt werden, die sich einer Zeit als selbstverständlich aufgedrängt haben, aber längst der Revision und der neuen Rückfrage auf die eigentliche Forderung des Ursprünglichen bedürfen. Wer die Geschichte der Kirche durchgeht, wird viele solcher sekundären Skandale finden – nicht jedes tapfer festgehaltene Non possumus war ein Leiden für die unabänderlichen Grenzen der Wahrheit, so manches davon war nur Verrantheit in den Eigenwillen, der sich gerade dem Anruf Gottes widersetzte, der aus den Händen schlug, was man ohne seinen Willen in die Hand genommen hatte. Das Gefährliche aber ist, daß dieser sekundäre Skandal sich immer wieder mit dem primären identifiziert und ihn dadurch unzugänglich macht, den eigentlich christlichen Anspruch und seine Schwere hinter den Ansprüchen seiner Boten verdeckt.“

Der vielgefragte Theologe Ratzinger wich auch heiklen Fragen nicht aus, wie seine Interviews mit Peter Seewald, die in zwei dicken Bänden vorliegen, deutlich beweisen. Auf die fundamentale Frage „Wer ist ein Christ?“ antwortete er 1970 in seinem Buch „Glaube und Zukunft“ in einer Weise, wie sie auch einer seiner schärfsten Rivalen, der Tübinger Dogmatiker Hans Küng, kaum anders hätte geben können:

„Ein Mensch bleibt solange Christ ... solange er das fundamentale Ja des Vertrauens zu geben versucht, selbst wenn er viele Einzelheiten nicht einzuordnen vermag. Es wird Augenblicke im Leben geben, wo in vielerlei Dunkel der Glaube sich zusammenzieht auf

das einfache Ja: Ich glaube dir, Jesus von Nazareth; ich traue darauf, daß in dir sich jener göttliche Sinn gezeigt hat, von dem her ich getrost und gelassen, geduldig und mutig mein Leben bestehen kann. Solange diese Mitte gesetzt ist, steht der Mensch im Glauben, auch wenn ihm noch so viele von seinen Einzelaussagen für den Augenblick unvollziehbar sind.“

Dies alles waren Aussagen aus Ratzingers Zeit als Theologieprofessor. Wie aber stand es, nachdem Papst Johannes Paul II. ihn als Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre zum obersten Hüter und Verteidiger der katholischen Lehre ernannt hatte? Verfuhr er jetzt vielleicht streng nach der Devise: Man muß alles glauben, was die Kirche zu glauben vorlegt? Nein, Ratzinger wußte stets genau zu unterscheiden zwischen der sichtbaren Kirche einer bestimmten Zeit und der allgemeinen „Heilswirklichkeit“ der Kirche. Deshalb lag ihm auch jeder absolute Gehorsam gegenüber den Lehren der Kirche fern. Bei einem Vortrag in Freiburg am 12. November 1975 erklärte der Theologe Ratzinger die Zugehörigkeit zur Kirche mit diesen überraschenden Worten:

„Die totale Gleichsetzung war deshalb nie möglich, weil nie Augustins Satz bestritten werden konnte, dass solche empirisch drinnen sind, die geistlich draussen sind, und umgekehrt; nie konnte ferner bestritten werden, dass unter diesen Scheinmitgliedern der Kirche immer wieder auch Päpste und Bischöfe sind. Wenn es so ist, dann geschieht auch von Amts wegen vieles in der empirischen Kirche, was, theologisch gesehen, unkirchlich oder sogar antikirchlich ist.“

Ratzinger versäumte es auch nicht, aus dieser fast häretisch anmutenden Einstellung konkrete Folgen zu ziehen:

„Wenn es so steht, und zwar nach kirchlicher Lehre so steht, dann kann und darf gerade die Kirche selbst eine Totalidentifikation mit der jeweiligen empirischen Kirche nicht wollen ... Sie ist nach ihrer Selbstausslegung immer mehr und zum Teil auch anderes, als was sie im Augenblick empirisch ist. Daher kann es theologisch legitim eine Totalidentifikation mit dem jeweiligen empirischen Zustand der Kirche nicht geben.“

Joseph Ratzinger gehört unbestritten zu den brilliantesten Theologen unserer Zeit. Ohne ein imposantes theologisches Gebäude wie Thomas von Aquin errichtet zu haben, ordnete er doch

im Vertrauen auf einen vernünftigen Glauben die Themen der Theologie nach ihren eigenen Gesetzen zu einem kohärenten Gesamtbild, in dessen Mitte das unableitbare und vorgegebene Christusereignis steht. Nach seiner Meinung hat das antike Christentum mit der Synthese aus biblischer Offenbarung und griechischem Denken eine unübertroffene und unüberbietbare Form gefunden, wie sie im Intellektualismus des afrikanischen Bischofs Augustinus oder des Dominikanertheologen Thomas von Aquin aufscheint. Gemäss einer hellenistisch geprägten Christologie identifiziert Ratzinger den „Logos“, das göttliche Wort, mit dem Messias Jesus. Als Folge davon wendet er sich vehement gegen jeden Versuch einer Enthellenisierung des christlichen Glaubens. Fragen wie diese, ob die Kirche und ihre Theologie sich von überkommenen Denkwelten und Gottesbildern, von unhistorischen Lebensgeschichten und magisch-sakralen Vorstellungswelten verabschieden müsse, bleiben bei ihm tabu.

Ratzingers Vorarbeiten zu seinem viel gelobten, aber auch heftig getadelten Buch „Jesus von Nazareth“, das in seinem 1. Pontifikatsjahr erschienen ist, reichen viele Jahre zurück; sie sind die Frucht eines langen Forscherlebens. Der Dogmatiker Ratzinger bedient sich zwar der historisch-kritischen Exegese, will diese aber ergänzt wissen durch die Einordnung der Bibel in das Ganze der kirchlichen Tradition. Die Verbindung beider Aspekte, von ihm als katholische Exegese bezeichnet, soll den Graben zwischen wissenschaftlicher Erklärung der Heiligen Schrift und geistlicher Schriftlesung überwinden. Grundlegend bleibt dabei, daß die Bibel, will man sie recht verstehen, im Geist der lebendigen Tradition der Kirche zu lesen und zu verstehen ist. Die Treue zur kirchlichen Überlieferung und das Ja zur kritischen Wissenschaft müssen nach Ratzingers Überzeugung Hand in Hand gehen. Doch genau diese Kombination bestreiten nicht dogmatisch gebundene Wissenschaftler ganz entschieden.

Noch vor Beginn des Konklaves im April 2005 beschwor Kardinal Ratzinger als Dekan des Kollegiums der Kardinäle in einer Predigt alle Kardinäle, der Diktatur des Relativismus und der Banalität des Bösen entschieden zu widerstehen. Die einzig richtige Haltung bestehe nicht in einem wetterwendigen Glaube an viele –ismen, die in den beiden vergangenen Jahrhunderten die Menschheit von einem totalitären Extrem in das andere jagten, sondern in einem reifen Glauben, der in der Freundschaft mit Christus seine Wurzeln hat.

Viele Beobachter fürchteten, Benedikt XVI. werde seinen rigorosen Kurs als einstiger Präfekt der Glaubenskongregation unverändert fortsetzen; sie waren aber überrascht, als der neue Papst schon am 25. September, nur ein halbes Jahr nach seiner Erwählung, seinen früheren

Tübinger Kollegen und hartnäckigen Antipoden Hans Küng in Privataudienz empfing, allerdings nicht im Vatikanpalast, sondern in der Sommerresidenz Castel Gandolfo. Die Einladung dazu war aber nicht vom Papst ausgegangen, sondern auf einen Wunsch Küngs zustande gekommen. Schon vorher waren beide übereingekommen, daß bei ihrem Vier-Augen-Gespräch aktuelle Fragen der Kirchenreform ausgespart bleiben sollten. Ein wirkliches Zeichen von Versöhnung wäre es freilich, wenn Benedikt XVI. den im Jahr 1979 sicher nicht ohne seine Mitwirkung als Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre erfolgten Entzug der kirchlichen Lehrerlaubnis für Hans Küng rückgängig gemacht hätte. Doch nichts dergleichen geschah, so daß der weltweit hoch angesehene Theologe Hans Küng weiterhin als Häretiker gilt.

Benedikt XVI. veröffentlichte bisher drei Enzykliken: *Deus caritas est* (2005), *Spe salvi* (2007) und *Caritas in veritate* (2009). Es sind in jedem Fall hochtheologische Abhandlungen, die in erster Linie zum Studium von Theologen und Fachgelehrten bestimmt sein dürften; ähnlich auch seine Ansprachen bei den wöchentlichen Generalaudienzen.

Bei der ersten Eucharistiefeier mit den Kardinälen nach seiner Wahl am 19. April 2005 umriss der neue Papst in der Sixtinischen Kapelle das Programm seiner Regierung folgendermaßen:

„Ich will mit Entschlossenheit den festen Willen zur Fortsetzung der Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils bekräftigen – in der Spur meiner Vorgänger und in treuer Kontinuität der 2000jährigen Tradition der Kirche... Der jetzige Nachfolger Petri hat die feste Absicht, jede Initiative aufzugreifen, die als geeignet erscheinen könnte, die Kontakte und die Verständigung mit den Vertretern der verschiedenen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften zu fördern.“

Doch gerade in ökumenischer Hinsicht blieben herbe Enttäuschungen nicht aus. Schon Papst Paul VI. bezeichnete das Papsttum als „schweren Stein des Anstosses“ in den Beziehungen zu den anderen Konfessionen. Und das II. Vatikanische Konzil beabsichtigte mit der zentralen Lehre von der Kollegialität zwischen Papst und Bischöfen Änderungen der Formen und der Ausübung des Papstes, wie sie auch Papst Johannes Paul II. gut zwei Jahrzehnte später in Erwägung zog. Doch in den zahlreichen Verlautbarungen Benedikts XVI. findet sich nichts davon – trotz aller Beteuerung zu Beginn seines Pontifikats. Bezeichnend für die betrübliche

Situation ist allein schon die Tatsache, daß die katholische Kirche bis heute nicht Mitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen ist.

Es ist kein Geheimnis, dass Benedikt XVI. besondere Sympathie empfindet für die orthodoxen Kirchen, den aus der Reformation hervorgegangen Kirchen aber mit großer Reserve gegenübersteht. Schon als Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre hat er in der berühmt-berüchtigten Erklärung „Dominus Iesus“ vom 6. August 2000 die schockierende Feststellung getroffen, daß die katholische Kirche die allein wahre Kirche Jesu Christi sei und alle anderen christlichen Konfessionen nicht Kirchen im eigentlichen Sinn genannt werden dürften. Dieses vernichtende Urteil stieß, auch wenn es dem Ökumenismusdekret des Konzils entsprach, in den protestantischen Kirchen nicht nur auf viel Unverständnis und Empörung, sondern auf lautstarken Widerspruch und entschiedene Ablehnung. In den wiederum von der Glaubenskongregation erstellten und jetzt von Ratzinger als Papst Benedikt XVI. ausdrücklich gebilligten „Antworten auf Fragen zu einigen Aspekten der Lehre von der Kirche“ vom 29. Juni 2007 wurde diese Brandmarkung der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen erneut bekräftigt und damit das ökumenische Klima erneut vergiftet.

Kardinal Karl Lehmann, Bischof von Mainz, suchte den vom Vatikan angerichteten Schaden gering zu halten, indem er bei der Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz im Herbst 2007 unter Berufung auf das Ökumenismusdekret des II. Vatikanischen Konzils betonte, daß die anderen christlichen Gemeinschaften wesentliche Elemente der Kirche besäßen. Eine noch „christlichere“ Lösung schlug Ratzingers deutscher Kurienkollege Walter Kasper vor. Statt zu sagen, daß die aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen keine Kirche „im eigentlichen Sinn“ seien, sollte man lieber, wie schon sein Vorgänger als Präsident des Papstlichen Rates für die Förderung der Einheit der Christen, von einem „neuen Typ von Kirchen“ sprechen.

Um diese brüskierende Nichtanerkennung des Kircheseins, die den ökumenischen Dialog vorübergehend ganz zum Stillstand gebracht hat, wieder aus der Welt zu schaffen, wäre es ein sprechendes Zeichen, wenn Benedikt XVI., der so gerne in seiner bayerischen Heimat weilt, dem im Mai 2010 in München stattfindenden Ökumenischen Kirchentag die Ehre seines Besuches erweisen würde. Eine solche Papstreise wäre tausendmal nützlicher als seine Wallfahrtsreisen nach Loreto, Manoppello, Lourdes oder Santiago de Compostela.

Die Anglikanische Kirchengemeinschaft durchlebt schon seit Jahren eine innerkirchliche Zerreißprobe, vor allem wegen widersprüchlicher Einstellungen zur Weihe von Frauen zu Priesterinnen und Bischöfinnen und zum Problem der Homosexualität. Die Kontroversen führten neuestens dazu, daß eine ansehnliche Zahl konservativ eingestellter Laien, Priester und Bischöfe um Aufnahme in die römisch-katholische Kirche nachsuchte. Benedikt XVI. kam diesem Verlangen mit der Apostolischen Konstitution „Anglicanorum coetibus“ vom 4. November 2009 wohlwollend entgegen:

„In letzter Zeit hat der Heilige Geist anglikanische Gruppen gedrängt, mehrfach und inständig zu bitten, in die volle katholische Gemeinschaft aufgenommen zu werden, auch als ganze Gemeinschaften. Der Heilige Stuhl hat ihr Ansuchen wohlwollend angenommen.“

Ist es abwegig zu vermuten, daß Papst Benedikt XVI. im schweren Konflikt mit der traditionellen „Priesterbruderschaft St. Pius X.“ eine ähnliche Regelung vorschwebt. Mit der Einrichtung von Personalordinariaten bestünde dann eine und dieselbe Diözese aus zwei selbständigen Diözesen, womit neue Auseinandersetzungen vorprogrammiert wären. Mit der bedingungslosen Aufhebung der Exkommunikation, die sich die vier von dem selbst exkommunizierten Erzbischof Marcel Lefebvre im Jahr 1988 illegal geweihten Bischöfe der schismatischen „Priesterbruderschaft zugezogen hatten, verursachte Benedikt XVI. unter ungezählten Katholiken Stürme der Entrüstung. Selbst bei manchen Bischöfen stieß dieser „Gnadenerweis“ auf Unverständnis und Ablehnung, weil die „begnadeten Bischöfe“ ihre Ablehnung wesentlicher Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils nicht zurücknehmen mußten. Dadurch geriet der Papst selbst in den Verdacht, mit der Traditionalistenbewegung, der inzwischen ungefähr 500 Priester und 500 000 Gläubige angehören sollen, zu sympathisieren und, was noch schlimmer ist, entscheidende Aussagen des letzten Konzils selbst in Frage zu stellen.

Es ist prinzipiell zu fragen, ob ein exzellenter Theologe Garantie dafür bietet, auch ein fähiger Regent der über eine Milliarde Mitglieder zählenden katholischen Kirche zu sein. Allein nach den Bischofsernennungen in den letzten fünf Jahren zu urteilen, bleiben da berechtigte Zweifel. Die meiste Kritik aber an dem von Benedikt XVI. gesteuerten Kurs der katholischen Kirche konzentriert sich auf die Tatsache, daß seit Jahrzehnten vorgebrachte Reformvorschläge und Reformforderungen, allen voran die Zulassung geschiedener

Wiederverheiratete zu den Sakramenten, die Aufhebung des Zölibatsgesetzes für Priester und die Teilnahme nichtkatholischer Christen an der Eucharistiefeier, im Vatikan auf kompromisslose Ablehnung stoßen, obwohl diese Verweigerungen je länger desto mehr zum gravierenden Schaden der praktischen Seelsorge gereichen. Und doch hat Ratzinger schon als junger Theologieprofessor eine sich schon damals ständig verschlimmernde Entwicklung der allgemeinen Kirchensituation mit seltener Klarheit erkannt und vorausgesagt. Weihnachten 1969 wagte er bei einem Vortrag im Hessischen Rundfunk für das Jahr 2000 diese Prognose:

„Aus der Krise von heute wird auch dieses Mal eine Kirche von morgen hervorgehen, die viel verloren hat. Sie wird klein werden, weithin ganz von vorne anfangen müssen ... Sie wird viele der Bauten nicht mehr füllen können, viele ihrer Privilegien in der Gesellschaft verlieren ... Sie wird auch gewiß neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen. In vielen kleineren Gemeinden bzw. in zusammengehörigen sozialen Gruppen wird die normale Seelsorge auf diese Weise erfüllt werden. Daneben wird der hauptamtliche Priester wie bisher unentbehrlich sein.“

Damals konnte der Theologieprofessor Ratzinger solche Möglichkeiten nur zu bedenken geben, heute aber, als Papst oberster Gesetzgeber der katholischen Kirche, wäre er imstande, dringende und zeitgemäße Reformanliegen über Nacht zu verwirklichen. Ob ihn allein sein hohes Alter vor entscheidenden Schritten zurückschrecken lässt?

Mit tiefer Erschütterung reagierte Benedikt XVI. auf die erst in unseren Tagen öffentlich bekannt gewordenen massenhaften sexuellen Mißbräuche von Kindern und Jugendlichen durch Priester und Ordensleute in mehreren Ländern, von den USA über Irland bis Deutschland. Pädophilie und damit verbundener sexueller Mißbrauch von Minderjährigen ist in den Augen des Papstes ein abscheuliches Verbrechen, ja, eine schwere Sünde vor Gott. Als Kardinal Ratzinger hat er in einem offiziellen Schreiben vom Jahr 2001 an alle Bischöfe der Welt solche Skandalfälle noch der päpstlichen Geheimhaltung unterstellt. Jetzt aber als Papst Benedikt XVI. plädiert er für lückenlose Aufklärung, allerdings nur durch kirchliche Organe, und schonungslose Bestrafung der Schuldigen. Als höchster Gesetzgeber der Kirche sollte er sich fragen lassen, ob Geistliche, die derartiger Vergehen überführt sind, nicht sogleich mit dauerhafter Suspension vom Priesteramt geahndet werden müssten, wie dies bei Priestern, die sich für eine Heirat entscheiden, bedenkenlos geschieht. Darüber hinaus sollte man an höchster Stelle ernsthaft geprüft, ob nicht doch ein ursächlicher Zusammenhang besteht

zwischen der ehelosen Lebensform von Priestern und Ordensleuten auf der einen und sexuellen Vergehen an Kindern und homoerotischen Subkulturen in Seminaren, Klöstern und Pfarrhäusern auf der anderen Seite.

Während die Lobsprüche auf den brillanten Theologen Ratzinger unvermindert fort dauern, sind die Hoffnungen auf Benedikt XVI. als Reformpapst auf dem Nullpunkt angelangt, so daß sich immer mehr Katholiken besorgt fragen, wie es mit der Kirche in den nächsten Jahren seines Pontifikats weitergehen soll.